

Wochen

Wochenschrift für den gesamten Osten

Mitbegründer: Dr. Franz Lüdtke. Verlag Bund Deutscher Osten e. V., Berlin W 30.

Erscheint wöchentl. einmal. Bezug: Durch die Post vierteljährlich 1.50 W., Einzelnummer 20 Wf., und 5 Wf. Postgebühr. Anzeigenpreis: Für jeden Millimeter Höhe der 4gepaltenen Zeile 45 Wf.

Nr. 12.

Berlin, 23. März 1934.

15. Jahrg.

Inhalt: 2. 131: Polen und Ausland. / 2. 132: Französisch-polnische Beziehungen. — Polnisch-österreichische Unternehmungen. / 2. 133: Die Tschechoslowakische Staatengemeinschaft. — Zwischenstationen in Ostpolen. / 2. 137: Wirtschaftspolitik in Ostpolen. — Ostpolen und die Welt. / 2. 138: Der polnische Ausland in Polen. / 2. 141: Der Ost. / 2. 142: Vom Grenzgebiet in Ostpolen. — Ausser ohne Zahl. / 2. 143: Der Reich der Ost. — Der Osten nach Osten. — Bilder.

24. MÄRZ 1934

Polen und Russland.

In der Londoner Monatschrift „International Affairs“ (März-April-Juli 1934) ist ein Vortrag abgedruckt, den der polnische Professor Roman Dymkowski im November vorigen Jahres in London über die Beziehungen zwischen Polen und der Sowjetunion gehalten hat. Dymkowski erörtert im zweiten Teil seines Vortrages die Gründe, die Russland und Polen zueinander haben, engere freundschaftliche Beziehungen miteinander zu suchen. Er sagt hierzu u. a.:

„Vor allem war ein sehr wichtiger Grund, daß Russland im Fernen Osten zu stark beschäftigt ist, um irgendetwas Unstimmigkeiten mit Polen zu wünschen. Die Lage im Fernen Osten ist sehr bedrohlich. . . Seit der Fertigstellung der transsibirischen Bahn und seit dem russisch-japanischen Kriege war die russische Politik stark nach Osten orientiert, und obwohl die Bolschewisten die alte Regierung gelehrt haben, mußten sie doch bei außenpolitischen Verträge das von ihnen befehligen Regimes übernehmen. Einer davon ist die Einstellung der russischen Politik zu den ostasiatischen Rassen. . . Weiter ist da die Frage der Beziehungen zwischen Russland und Deutschland. Unter dem Hitlerregime“, meint Dymkowski, „ist es zu einem scharfen Bruch zwischen beiden Staaten gekommen, und die Verträge von Rapallo und Berlin wurden praktisch entwertet.“ Viele dieser Faktoren, die Spannung im Fernen Osten und die Kookerung der Beziehungen zwischen Berlin und Moskau, hätten Russland den Einfluß, sich Polen zu nähern, erleichtert, und ebenso Polens Bemühungen um eine Verständigung mit den Sowjets begünstigt.

Dymkowski deutet weiter die Möglichkeiten an, die sich einer Ausgestaltung der polnisch-russischen Wirtschaftsbeziehungen bieten. Er verweist auf die vermehrten Aufträge, die Russland in Durchführung seines wirtschaftlichen Aufbauprogramms auch an die Eisenindustrie Polens erteilt; er erinnert an die Rolle, die die kongreß-polnische Exzellektur vor dem Kriege in der Belieferung des russischen Binnenmarktes gespielt hat, und fährt dann fort: „Selbst wenn Russland einmal aufhören sollte, große industrielle Lieferungsufträge zu geben, ist es als Rohstoffmittel erzeugendes Land doch so ruhmreich, daß es der Lebensmitteleinfuhr bedarf; so sind kürzlich beträchtliche Mengen von Schweinen und Kartoffeln von Polen eingeführt worden. Das wird wahrscheinlich auch in Zukunft so bleiben. . . Aber selbst wenn sich der russische Bedarf an polnischen Agrarprodukten vermindert, bleibt doch noch eine Möglichkeit für Polen bestehen, die Möglichkeit nämlich, als Handelsvermittler zwischen Russland und der übrigen Welt tätig zu sein. Polen ist wichtig für die Durchfuhr nach Osten und Westen, und es ist dazu bestimmt, ein Zentrum für die Geschäftsbeziehungen mit Russland zu bilden.“

„Als einen der wichtigsten Exportartikel, den Polen Russland anbietet hat, bezeichnet Dymkowski: die Menschen. „Die gebildeten Schichten Russlands“, sagt er, „sind größtenteils vernichtet, und für die nächste Generation wird Russland Spezialisten aller Art brauchen, Ärzte, Juristen, Ingenieure, Lehrer; und wir hoffen, daß die Zeit nicht mehr fern ist, in der eine Auswanderung aus akademisch gebildeter Menschen aus Polen nach Russland einzufließen wird, die die krieglichen Verwüstungen zwischen den beiden Völkern verflüchtigt. Vor dem Kriege haben die gebildeten polnischen Schichten in Russland eine bedeutende Rolle gespielt; und ich denke, daß das auch in Zukunft wieder so sein wird.“

Die Annäherung in den unanglichen Ländern häufig geäußerte Befürchtung, daß Polen, wenn es engere Beziehungen mit Russland unterhält, unter kommunistischen Einfluß geraten könnte, weist Dymkowski u. a. mit folgenden Worten zurück:

„Der Kommunismus als solcher ist eine Gefahr weder für Polen noch für ganz Europa und andere Staaten Europas. Denn der sogenannte Ertismus hat sich in friedlicher und legaler Weise in Mitteleuropa so stark entwickelt, daß der Unterschied zwischen dem kommunistischen und dem mitteleuropäischen System heute weit geringer ist als zuvor. Die Planwirtschaft ist hier so stark ausgebildet worden, daß sie die Gefahr der kommunistischen Propaganda und die Organisation der Revolution im weitestehenden verbindet.“

„Was besonders Polen anlangt, so sei dieses der kommunistischen Agrarpropaganda mit der Durchführung der Agrarreform entgegengetreten; das polnische Finanzsystem weise eine gewisse Annäherung an die russischen Verhältnisse auf; die Bank von Polen, die Landeswirtschaftsbank und die Landbank seien zwar nicht formell, aber in der Praxis staatliche Institute geworden; das Versicherungswesen sei im großen Ausmaße in die Hände des Staates übergegangen, und die wesentliche Politik der Reichsregierung strebe dahin, das Schulwesen, von der Volksschule bis zur Universität, unter die Kontrolle des Staates zu bringen. All das führe dazu, daß sich die Unterschiede zwischen Russland und Polen zunehmend verringern, und daß damit auch die von der bolschewistischen Propaganda her drohende Gefahr für Polen mehr und mehr schwindet.“

„Das bedeutet jedoch nicht“, fährt Dymkowski dann fort, „daß Polen von sich aus in kommunistisches Schlaraffenland gerät.“ Polen halte sich jeden Kommunismus fern; und jeder Versuch, Polen in diese Richtung zu treiben, werde immer an Widerstand der bodenwertesten polnischen Bauernschaft scheitern. Die zwei Drittel der Einwohnerschaft, die als Bauern auf ihrer Scholle leben, seien Polens sicherster Schutz gegen die Übermacht des Kommunismus.

Dymkowski spricht sodann über die geistig-kulturellen Beziehungen zwischen Russland und Polen; er führt zu dieser Frage u. a. aus: „Viele hundert Jahre lang betrachtete sich Polen als einen der Vorposten der europäischen Zivilisation gegenüber den Kräften des östlichen Barbarentums und der türkischen und tartarischen Eroberer. Dann betrachtete es sich als einen Vorposten gegenüber den nichteuropäischen Elementen im russischen Imperialismus. Heute sieht es sich in eine andere Rolle versetzt. Es hält sich nicht mehr für einen der Vorposten, der die europäische Stellung verteidigt, sondern als ein Zentrum, von dem aus sich das russische System im europäischen Sinne beeinflussen läßt. Es betrachtet sich heute mehr als einen Missionar denn als einen Soldaten. . . Die kriechliche Durchdringung Russlands mit den kulturellen Elementen Europas muß einmal beginnen, und es ist die Meinung vieler Polen, daß dieser Einfluß kommen wird, und daß uns hierbei die Hauptaufgabe zufallen wird.“

Dymkowski hält Polen für unempfindlich gegenüber einer geistig-kulturellen Beeinflussung von russischer Seite; andererseits aber spricht er wieder von einer Verarmung der Mentalität. „Wir fühlen uns“, sagt er, „immer durch eine feste Mauer von Russland getrennt. . . Die bolschewistische Bewegung ist ein Hindernis für Polen vielleicht weniger deshalb zu befürchten, weil sie kommunistisch sind, als weil sie von Russland herkommen.“ Aber trotz aller Unterschiede in geschichtlicher und zivilisatorischer Hinsicht und trotz der Gegensätze auf politischem Boden besteht doch eine große Ähnlichkeit in der geistig-seelischen Struktur beider Völker. Trotz der starken kulturellen Beeinflussung von deutscher Seite her gebe es zwischen Polen und Russland viel weniger Artunterschiede, als zwischen Deutschland und Polen. „Die soziale

(Fortsetzung auf Seite 134 unten)

Französisch-polnische Verstimmungen.

Wie berichtet, sind die französischen Direktoren der Textilwerke in Żurawow durch ein Warschauer Gerichtsurteil abgesetzt und polnische Zwangsverwalter eingesetzt worden. Es ist für die allgemeine Mißstimmung, die in der Bevölkerung gegen die Ausbeuterpolitik der französischen Kapitalisten herrscht, sehr bezeichnend, wie die vom Gericht gestellten Zwangsverwalter in Żurawow eingeführt wurden. Sie wurden von den Einwohnern der Stadt begeistert empfangen. Die Arbeiter der Textilwerke hatten durch Plakate zu einem würdigen Empfang der Zwangsverwalter aufgerufen. Und so hatten sich denn in den Straßen zum Beispiel und vor dem Bahnhof sehr gegen 15 000 Personen versammelt. An den Straßen bildeten die Arbeiter der Werke Spalier. Die Zwangsverwalter wurden mit Musik begrüßt; der Stadtpfister blies eine Begrüßungsansprache, in der er die Hoffnung ausdrückte, daß für Żurawow jetzt wieder bessere Zeiten anbrechen möchten. Im Magistratssaal wurden die Zwangsverwalter in die katholische Pfarrkirche gebracht, wo an diesem Tage der Sechste von den Arbeitslosen bestellt Gottesdienst mit der Bitte um Befreiung der Werke von der französischen Verwaltung abgehalten wurde. Die Żurawower Arbeiter führen ihre wirklich bewundernswürdige Lage ausschließlich auf die rückhaltlose Ausbeuterpolitik durch die französische Aktion und die in deren Auftrag handelnden Direktoren zurück. Besonders erbitternd hat auf sie der Vergleich zwischen den Arbeiterlöhnen und den Direktorengehältern gewirkt. Während der durchschnittliche Monatslohn eines Arbeiters nur 144 Zloty beträgt, bezogen die bei der Arbeiterfront verhafteten französischen Direktoren Monatsgehälter von 6000 bis 8000 Zloty. Willkürlich wird die Begeisterung der Arbeiter, die lediglich die krassen Vorurteile, nicht aber die größeren Zusammenhänge der Żurawower Angelegenheit sehen, stichwortartig, zum Ausdruck gebracht, daß die vom Gericht gestellten Zwangsverwalter auch recht ansehnliche Bezüge (4000 Zloty im Monat) erhalten.

Der Fall Żurawow ist nicht der einzige, der zur Zeit die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Polen und Frankreich, den beiden politischen Verbündeten, trübt. Viel Mißstimmung hat in Polen schon seit längerer Zeit das französische Verhalten in der Frage der Kohlenbahn Katowice—Śdzingen erregt. Warschau scheint nun aus der Weigerung der französischen Kapitalgruppe, weitere Mittel für den Bau der Kohlenmagistrale zur Verfügung zu stellen, die Forderungen ziehen zu wollen. Es heißt, daß die Abicht besteht, die französisch-polnische Eisenbahngesellschaft aufzulösen und die Kohlenbahn anständig in die Verwaltung der polnischen Staatsbahn zu übernehmen. Damit würde eine französisch-polnische Arbeitsgemeinschaft ihr unumkehrbares Ende finden, die einerseits von polnischer Seite als ein Aufreißerstück französischer Hilfsbereitschaft beim Aufbau Polens hingestellt wurde. Die Stimmen, die schon beim Abschluß des Anleihevertrages auf die für Polen entehrenden Bedingungen hingewiesen und die Ehrlichkeit der französischen Unterjährigkeitsbereitschaft bezweifelt hatten, haben schließlich doch recht behalten. Als die Pariser Geldgeber erkannten, daß sich mit der Bahn kein großes Geschäft machen läßt, ließen sie ihre polnischen

Freunde einfach im Stich. Sie haben weder die weits Anleiheverträge häufig gemacht noch die vereinbarten 25 Mill. Franken für den polnischen Staatshaushalt nach der vorgelebten jährlichen Abgabe von 12 Mill. Franken für den Spezialfonds gezahlt; sie haben weder die geplante Abminderung von Siemkowiak nach Elchenlochau, durch die das Dombromer Becken Anlaufbahn auf die Kohlenbahn erhalten sollte, noch das zweite Gleis von Siemkowiak nach Karłowitz gebaut. Die Verhauptung der Gollschiff, daß sie die versprochenen Mittel wegen der bedrängten Lage des französischen Geldmarktes nicht aufbringen könne, wird von der polnischen Wirtschaftspresse kühnherab als faule Ausrede bezeichnet. Der französische Geldmarkt ist durchaus flüssig, die Anleihe sei vom polnischen Staate mit den höchstmöglichen Sicherheiten ausgeliefert, indem Polen für den Fall der unzureichenden Einnahmen der Elchenlochau-Gleise die Verpfändung und Käuung der Anleihe uneingeschränkt übernehme und sämtliche Immobilien der Bahn als Sicherheit für die Gläubiger hypothekarisch verpfänden seien. Und selbst wenn das französische Publikum die Anleihe auf dem freien Markt nicht aufnehmen würde, wären dann, so fragen sich die Polen mit Recht, die kapitalkräftigen Gruppen wie der Nützlichkeitskonzern Schneider-Creuloz oder die Banque des Pays du Nord, die Hauptträger der Gollschiff, nicht in der Lage, die 500 Millionen Franken des vorgelebten zweiten Anleihehechtes auszuführen?

Der polnische Verkehrsminister hatte schon kurz vor dem Krieg erklärt, daß Polen sich die bösmögliche Verschleppungsakt der französischen Geldgeber nicht mehr lange mitansehen und gegebenenfalls die im Vertrag vorgesehenen „Sanktionen“ anwenden werde. Diese „Sanktionen“ dieser Art sind von dem genannten Minister im Falle nicht ausreichender Einzahlungen verhängt zu werden. Die Auflösung würde für Frankreich den Verlust eines Anhaltspunktes seines wirtschaftlichen und politischen Einflusses auf Polen und für Polen einen weiteren Schritt auf dem Wege zur Unabgängigkeit von der französischen Vormundschaft sein.

In den Tälern Żurawow und Kohlenbahn handelt es sich um Maßnahmen Warschaws gegen das französische Kapital. Ist es eine provisorische Antwort auf diese Maßnahmen, wenn Frankreich jetzt erneut gegen die polnischen Bergarbeiter vorgeht? Der französische Arbeitsminister hat eine Verordnung erlassen, wonach die polnischen Bergarbeiter, die in französischen Gruben beschäftigt sind, einen sechsmonatigen Urlaub erhalten sollen, den sie mit ihren Angehörigen in ihrer Heimat verbringen müssen. Die Rückkoffer werden vom französischen Staate bzw. von den Unternehmern getragen. Man will diese Verfügung der gegenseitigen Verpflichtung, die eine auf Umwegen verhängt, als eine für den Fall der Erfüllung der polnischen Bergarbeiter aus Frankreich an, die dort zum Teil schon mehr als zehn Jahre gearbeitet haben. Man nimmt an, daß während des „Urlaubs“ weitere Verfügungen ergehen werden, die den polnischen Bergarbeitern die Rückkehr nach Frankreich für dauernd unmöglich machen. Bei der überaus schwierigen Lage des polnischen Bergbaues bedeutet die Rückkehr von 20 000 Bergarbeitern (mit Angehörigen insgesamt etwa 75 000 Köpfe) eine schwere Belastung für den polnischen Staat.

Polnisch-tschechische Unfreundlichkeiten.

Die tschechischen Brüder, Polen und Elchehen, sind sich nach einer längeren Zeit, die mit freundlichen Reden und nachbarschaftlichen Besuch ausgetauscht war, wieder einmal in die Haare geraten. Im das Schicksal der polnischen Volkstruppen in dem an die Tscheche gefallenen Teil des tschechischen Landes hat sich hüben und drüben eine lebhaftere Polemik entwickelt. Die polnisch-tschechische Presseverbindung scheint selbst in die Brüche gegangen zu sein. In Frey hat und Oberberg demonstrieren die polnischen Arbeiter auf den Straßen gegen die Unterdrückung ihrer nationalen Rechte durch die Tschechei. Auf der Olshabrücke in Teschen marschieren die „Region der Jungen“ auf, um Kampflieder gegen die Tschechen zu singen, während drüben jenseits der Grenze, im anderen Statteil, tschechische Protestversammlungen gegen die polnischen „Provokationen“ stattfinden. In Warschau muß Polizei aufgeboten werden, um die tschechische Grenzlandchaft vor den übergriffigen polnischen Demonstrationen zu schützen; und im Krakauer „Sintromang Kurier Codzienny“ veröffentlicht Jan Wiktors Artikel über eine tschechische Zeitschrift, in denen er von der Hoffnung der enttäuschten Slawen auf der polnischen Weisland berichtet. Mit einemmal ist in beiden Ländern wieder von polnisch-tschechischen Grenzfragen die Rede; mit einem Male erinnert man sich wieder daran, wie — während Polen sich mit den

Polenherren herumschlief — seinerzeit durch den Maßspruch der Entente das tschechische Land und vor allem das Mährisch-Schlesien von den tschechischen Staaten geteilt wurde. Die Grenze, die damals diktiert wurde, ist allerdings merkwürdig genug. Man muß schon nach Oberbrühen gehen, um ein ähnlich unangemessenes Gebilde zu finden.

Während sich die nationaldemokratische Presse in der Straiffrage mit der Tschechei im allgemeinen auch leicht erklärlchen Gründen zurückhält und ihren sonstigen Eifer in der Verfechtung polnischer Volksstammrechte verliert, nimmt die polnische Regierunspresse die Polen in der Tschechei mit Nachdruck in Schutz. Wie die Pat meldet, „nehmen die polenindischen Rundgebungen im tschechischen Schicksal immer größere Ausmaße an.“ Die Presse meistert in der Aufhebung der öffentlichen Meinung in polenindischem Geiste, schreibt die offizielle „Gazeta Polska“ über die Zustände in der Tschechei: „Als Reaktion auf das Vorgehen der tschechischen Behörden wird die Stut der Errichtung und des Gehalts erlassenen Urteils anshemelt, wodurch der tschechische Organismus der tschechologischen gemiß nicht gekürzt werden wird.“ In das nachbarliche Zusammenleben zwischen der polnischen Republik und der tschechologischen Republik führt die Prager Regierung bei Anwendung der gegenwärtigen Methoden neue und höchst negotive Positionen ein. Diese Positionen werden in die große moralische Rechnung eingetragen, die zwei auseinander grenzende Nationen immer führen — und wenn das Minus dieser Aktionen nicht rechtzeitig kompensiert und durch ein entsprechendes Plus verwischt werden wird, werden sie die tschechologische Politik praktisch befallen und sie dadurch schwächen.“ Es heißt weiter: „Die tschechische „Gazeta“ dann, in Polen keine Meinungserscheindungen darüber, daß jede Politik der Verfolgung der polnischen Bevölkerung im tschechischen Schicksal durch die tschechischen Behörden von der Zeitung unserer Außenpolitik als einer der gefährlichsten Faktoren, die das Verhältnis der Republik zur tschechologischen Republik beeinflussen, in Betracht gezogen werden muß.“

(Fortsetzung von Seite 133)

Olshpian, die geistige Strenge der Deutschen, ihre Genauigkeit und ihre Ehrlichkeit, das sind Eigenschaften, die dem Polen vollkommen fremd sind.“ An Warschau aber lebt der Pole glänzend, nicht durch ein Verhörungsalltags alle Fähigkeiten und jeder seine eigene Nation. An tschechologischen Überzeugungen, wirtschaftliche Hoffnungen, ein messianischer Glaube und das Gefühl einer geistig-selbstlichen Verwandtschaft sind somit nach Dubokoi die tragenden Faktoren einer russisch-polnischen Annäherung, die sich in den Verträgen der letzten Jahre formell dokumentiert.

Maßnahmen nicht getroffen worden. Pressevertretern gegenüber hat General Vaioner diese Verbalten damit erklärt, daß Carica einerseits in vollkommen legaler Weise für die kommenden Präsidentschaftswahlen als Kandidat angetreten ist und andererseits genau weiß, daß die tatsächliche Vertagung der Bewegung nicht in seinen Händen gelegen habe. In dieser Stellungnahme liegt die Absicht klar zu Tage, die Bedeutung Caricas in den Augen seiner künftigen Wähler herabzusetzen. Unter den Verhafteten befindet sich der zweite und nach Ansicht General Vaioners offenbar der gefährlichere Führer der Bewegung, der Rechtsanwalt A. Sirk, ferner eine ganze Reihe von führenden und angehenden Persönlichkeiten aus dem ganzen Lande, darunter der Oberbürgermeister von Vorpat, sowie viele höhere Offiziere des Wehrdienstes. Das Vorgehen gegen die Freiheitskämpfer hat sich, soweit Nachrichten vorliegen, im ganzen Lande reibungslos abwickelt. Außer den Führern des Freiheitskämpferverbandes sind einige jüngere Wirtschaftler in Haft gestellt worden, denen eine finanzielle Unterstützung der Bewegung zum Vorwurf gemacht wird. An den darauffolgenden Tagen erfolgten weitere zahlreiche Verhaftungen und Verabschiedungen höchster und höherer Militärs und Polizeiführer, um den Einfluß der Freiheitskämpfer auf die Organe der Exekutive ermöglicht zu befehlen und Wehrmacht sowohl als Polizei zu willigen Werkzeugen in den Händen der Gemaltbar werden zu lassen.

Wenn wir zunächst nach den treibenden Kräften Ausschau halten, die hinter diese staatsrechtlichähnlichen Vorgängen stehen, so stehen mir auf zwei Männer, die vor ihrem Volke die schwere Verantwortung auf sich geladen haben, die alle Zeit gegen den Ansturm der allseitigen Mittel zu föhren: den stellvertretenden Staatspräsidenten Päts und den General Vaioner. Diese Männer mögen in gutem Glauben gehandelt haben, ihr Volk und ihren Staat vor gefährlichen Verwicklungen zu bewahren. Sie übersehen jedoch, daß das estnische Volk sich von der bestehenden Staatsordnung, als deren Hüter sie jetzt aufstehen, bereits im Volksentscheid vom Oktober 1933 losgesagt hat, und daß diese Abkehr, wie die ständigen Fortschritte der Freiheitskämpferbewegung zeigen, eine enögligte geworden ist. Konstantin Päts ist nicht das erste mal leitender Staatsmann in Estland. Seine politische Laufbahn reichte bis in die russische Vorkriegszeit zurück. Er war damals schon einer der Führer des vom Bolschewikismus anwachsenden estnischen Volkes und hat sich dann später um die Schwärzung des noch im Abschluß des großen Völkerrings liegende Verdienste erworben. Jetzt ist er auf Grund der neuen, von den Freiheitskämpfern im Oktober-Volksentscheid durchgeführten Verfassung als Ministerpräsident stellvertretendes Staatsoberhaupt bis zur Wahl des neuen Staatspräsidenten durch das Volk. Die außerordentlich erweiterten Befugnisse des Staatsoberhauptes der neuen Verfassung, von den Freiheitskämpfern zur Errichtung eines autoritären Staates in ihrer eigenen Hand durchgeführt, haben Päts die Möglichkeit gegeben, den Spieß zu führen der Erneuerungsbewegung, zunächst wenigstens, an die Wand zu drücken. Als Vertreter des Volkes hat er General Vaioner gebietet, der als ehemaliger Oberbefehlshaber der estländischen Streitkräfte im sogenannten Freiheitskrieg von 1919-1920 gegen die Sowjetunion, in dem Estland seine staatliche Unabhängigkeit erkaufte hat, im Volk und namentlich im Heere auch heute noch großes Ansehen genießt. Beide, sowohl Vaioner als auch Päts, sind neben Carica Kandidaten auf den Präsidentschaften. Vaioner ist aus der Kaiserlich russischen Armee herorgegangen, hat die St. Petersburger Generalakademie erfolgreich besucht und im Weltkrieg als Generalstabler gegen Deutschland gekämpft. In diesem Kriege hat ihn wohl nicht weniger seine militärische Ausbildung als sein Verstand, sondern auch seine innerliche Überzeugung, daß er im deutschen Volk nicht nur den Kriegsgegner aufzufinden, sondern auch den Feind des Eigentums erblicken zu müssen glaubte. Diese Einstellung dürfte sich kaum geändert haben, da bis in die jüngste Vergangenheit hinein Äußerungen von ihm bekannt geworden sind, die trotz scheinbar angelegter Objektivität dem Deutschen keineswegs freundlich sind und dem estnischen Volk immer wieder, sei es in kultureller, sei es in politischer Hinsicht, Anlehnung an ehemalige Kriegsgegner Deutschlands empfehlen.

Was hat diese beiden Männer zu Maßnahmen geführt, die nach dem übereinstimmenden Urteil aller Beobachter mit ein Stück aus heutigem Himmel in die Vorbereitungen zu verfassungsmäßigen Volksmahlen hineinzuwahren sind und nicht nur die Freiheitskämpferbewegung, sondern auch das ganze Land in Aufruhr versetzen, sondern die Wirbeln hierzu aufzulösen? Die Vorbereitungen der gegenwärtigen estländischen Regierung, Pressevertretungen des Chefs der Binnenverteidigung und eine Parlamentserklärung des Ministerpräsidenten. Alle diese Kundgebungen lassen übereinstimmend erkennen, daß die Männer des Staatsreiches vom 12. März die estländische Bevölkerung und die ganze Welt glauben machen wollen, die Freiheitskämpfer wären ihrerseits im Begriff gewesen, eine gewalttätige Staatsumwälzung herbeizuföhren, und wären in letzter Stunde daran geändert worden. Die Auflösung des Verbandes der Freiheitskämpfer durch die nachfolgende Begründung: Der Verband hat keine Organisationen geschaffen und Propaganda getrieben, die gegen die verfassungsmäßige Staatsordnung gerichtet sind und dem Frieden und der öffentlichen Sicherheit gefährlich erscheinen. Pressevertreter sagte der General Vaioner, die Freiheitskämpfer hätten „nach außen hin“ allerdings nur legal für ihren Präsidentschaftskandidaten Propaganda gemacht, „ausgeblendet“ oder Vorbereitungen getroffen, die Macht im Staate mit Gewalt an sich zu reißen. Der stellvertretende

Staatspräsident Päts erklärte in seiner Rede vor dem Parlamente, unter den Jahren des Freiheitskämpferverbandes hätten sich staatsrechtliche Elemente gefolgt, um die Staatsgewalt zu unterböhnen, zuletzt zu vertrimmen und die Macht im Staate im freien Vertriebe, sei es legal oder auch mit offener Gewaltanwendung zu gewinnen. Der Beweis für diese Behauptungen merden die Mitarbeiter des Staatsreiches wohl stäubig bleiben müssen. Ihre eigenen Äußerungen, die Freiheitskämpfer hätten, rechtzeitig gewarnt, das benötigte Material besetzt schaffen können, scheinen darauf hinzuweisen, daß solche Beweise nicht gefunden worden sind. Die Freiheitskämpfer selbst weisen jegliche Putschabsichten und die Polizeiaktion stellt die Legalität ihrer Absichten erneut unter Beweis. Auch früher schon haben ihre Führer immer wieder betont, daß die Bewegung grundsätzlich auf verfassungsmäßige Weise an die Macht zu kommen und nur auf diesem Wege um die Macht kämpfen würde. Es las ferner für die Freiheitskämpfer nicht der mindeste Anlaß vor, von dieser legalen Linie abzuweichen, waren sie doch auf dem besten Wege zur Verwirklichung ihres Machtplanbes. Am Oktober vorigen Jahres hatten die Freiheitskämpfer beim verfassungsmäßigen Volksentscheid eine überwältigende Stimmenmehrheit für ihren Entwurf erzielt, im Februar dieses Jahres bei den Kommunalwahlen in den Stadtgemeinden wiederum einen gewaltigen, in den Landesgemeinden zum mindesten einen beachtenswerten Erfolg errungen. Bei den Einmählungen der Wähler anfänglich der Auslieferung der Präsidentschaftskandidaten marsteherte der Freiheitskämpferführer Carica bei einem Stimmzettel mit dem Namen des gerade erst gefolgten von Vaioner und dann von Päts, während der marxistische Kandidat Kai ganz ins Hintertreffen geraten war. Als zum Staatsrecht, der die normalen Verhältnisse vollkommen über den Schatten werfen mußte, waren in der Landeswahlstadt für Carica rund 17 400 Einmählungen erfolgt, gegen 2300 für Vaioner, 1000 für Päts und nur 800 für Kai. Wenn dieses Verhältnis in den Landesbezirken auch nicht so günstig für Carica war wie in den Städten, so hatte der Kandidat der Freiheitskämpfer auch hier immer noch bei weitem mehr Einmählungen für sich zu buchen, als jeder einander der anderen Kandidaten. Die Freiheitskämpfer konnten daher, durch den Kriegsjahreskalender in ihrem Kampf gegen das System wirklich unterstützt, nun kommenden entscheidenden Wahlkämpfen getroßt entgegenzehen und hatten keine Veranlassung, sich auf fragwürdige Abenteuer einzulassen. Wer aber genügend Ursache hatte, um die Erhaltung der bisherigen Machtstellung zu sichern, das waren die Systemgrößen und ihr Anhang. Die jüngsten Kundgebungen und Maßnahmen der Systempolitiker befähigten ungenötigt, wie nahe die Freiheitskämpfer, ohne die Legalität zu verletzen zu haben, vor der Staatsregierung standen.

Was die Räter der Systems an innerpolitischen Beweggründen für ihr Vorgehen vorzubringen haben, klingt wenig überzeugend. Das ist jedoch nicht alles. Beim Presseplakat des neuen Chefs der Binnenverteidigung ließ dieser einen Hinweis folgen, der die Journalisten aufhorchen ließ. General Vaioner erklärte nämlich, zunehmende Verwicklungen im Innern hätten leicht eine Lage hervorbringen können, in der „wir (d. h. Estland) sehr bald einem Stärkeren zum Opfer fallen würden“. Auch Päts spricht in seiner Vortragsrede davon, daß es die höchste Zeit gewesen sei, einzugreifen. Der Staat hätte sonst in eine Gefahr geraten können, die sein ganzes Dasein in Frage gestellt hätte. Die Presse im benachbarten Lettland ließ sich bei der Behandlung dieser Vorgänge naturgemäß weniger Zurückhaltung auf, als man das in Estland tut, und so können wir in der „Rigischen Rundschau“ unter der Schloßzeile „Estland drohte eine Einmählung zu sehen“ lesen, Vaioner habe erklärt, bei innerpolitischen Unruhen wäre das Eingreifen einer auswärtigen Macht zu fürchten gewesen. Auch Vage der Dinge kann die von Vaioner und der „Rigischen Rundschau“ gemeinte auswärtige Macht nur die Sowjetunion sein. Die Sowjetunion, die im jüngsten Jahr fünfmal überfallenden Revolutionen im Moskauer Kremel durchzuführen, geminnt noch an Wahrheitsliebe, wenn man sich die Kommentare ins Gedächtnis zurückführt, die von der Sowjetpresse an den Wählerfolg der Freiheitskämpfer beim Volksentscheid im Oktober 1933 geknüpft wurden. „Jelisejka“ und „Pembra“ (benkten den damaligen Vorgängen in Estland erhobte Aufmerksamkeit und erklärten gleichzeitig, man würde in Moskau eine etwaige künftige Machtübergabe des Fachismus in Estland als eine gegen die Sowjet gerichtete feindselige Handlung ansehen und nicht in der Lage sein, dem unbetreten zu lassen, was sie spielen. Es ist nicht anzunehmen, daß die Moskauer Auffassung inzwischen eine Änderung erlitten hat. Diese außenpolitische Situation hat dem estländischen System allem Ansehen nach dazu verholfen, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: den Abdruck der Freiheitskämpferbewegung, wenigstens zeitweilig, zu bannen und gleichzeitig als Retter des Vaterlandes aus schwerer Gefahr darzutreten. Der Triumph des Systems dürfte indessen nicht von Dauer sein. Die estnische Erneuerungsbewegung hat im Bewußtsein der Volksmassen schon zu sehr Wurzeln geschlagen, als daß sie durch die Gewaltmaßnahmen der Sowjetunion, die im Bolschewikismus Attempo auf das System. Hier lebt nicht eine politische Clique gegen die andere, sondern eine neue Weltanschauung, der im ganzen Abendlande die Zukunft geböt, erhebt sich gegen die ideologischen Verteidiger eines überalterten Systems. Weltanschauungen oder lassen sich durch Maschinengetriebe und Sandgranaten nicht niederhalten, und es kann nicht geltehen, daß die Männer von gestern den Sieg davontragen. Abs.

so müte es meines Erachtens zu begrüßen, wenn Marshall Piłsudski die Wahl zum Staatspräsident annahm. Ob er es tun wird oder tun kann, weiß ich nicht, denn wir besitzen keine Erklärung Piłsudskis zu dieser Frage. . . In dem alten Polen hatten wir die vier Stände der Geistlichkeit, des Adels, des Bürgerturns und der Bauern. Auch die neue Verfassung wird auf einem Ständeprinzip aufgebaut sein. Man hat diese Frage bisher offiziell noch nicht erörtert. Ich selbst bin Anhänger der Ständeverfassung. Die letzte Verfassungsreform geht jedoch auf diese Fragen noch nicht im näheren ein. In meinen Vorträgen wird diese Frage jedoch ausführlich behandelt. Wir müssen einmal auf das berufshändliche Prinzip zurückkommen und dabei insbesondere auf das Bürger- und Bauernturn berufen und stehen."

Regierung und Studentenschaft.

Der Regierung gelingt es nur langsam, in der akademischen Jugend Boden zu fassen. Noch nie vor überwiegend unter der Studentenschaft der nationaldemokratischen Einfluß. Die verschiedenen Eingriffe in das studentische Organisationswesen, die die Regierung zur Schwächung der oppositionellen Kreise vorgenommen hat, haben bisher nur bescheidene Früchte getragen. Einen Gradmesser für die politische Gesinnung der polnischen Studentenschaft bieten die Wahlen zur "Brüderhilfe" der Universität Polen, wobei mit obigen berücksichtigten muß. Daß Polen seit jeder einer nationaldemokratischen Hochburg ist. Bei den Wahlen erhielten von 34 Mandaten 22 auf das "Nationale Selbstbildungs" (d. i. die nationaldemokratische Jugend), neun Mandate auf die hinter der Regierung stehenden studentischen Gruppen (Region der Jungen, Demokratische Jugend und Akademischer Schützenvorband) und die restlichen drei Mandate auf eine Reihe kleinerer Gruppen und Korporationen.

Am Hof der Warschauer Universität wurde der Jude Universitätsprofessor Handelsmann von unbekanntem Studenten überfallen und verbannt. Handelsmann ist einer der Hauptgegner des von der nationaldemokratischen Studentenschaft geförderten "Littérarparagrafen". Seinen Einfluß war es gelungen, die Einführung dieses Paragraphen bei der historischen Gesellschaft der Universität Warschau zu verhindern. Der betreffende Antrag konnte zwar die absolute, nicht aber die zur Satzungsänderung notwendige Zweidrittel-Mehrheit erhalten. Der Rektor der Universität hat den Überfall auf den Juden Handelsmann zum Anlaß genommen, um die Universität zu schließen. Der Kampf um den Trierparagrafen geht weiter.

3. S.-Ratowik unter Selbstauslicht.

Die Interessengemeinschaft der Vereinigten Königs- und Poubabüte und der Ratowik 2.-S. für Bergbau und Hüttenbetrieb hat am 17. März die Selbstauslicht beantragt. Die Gründung der Interessengemeinschaft sieht in diesem Schritt eine wirtschaftliche Notwendigkeit, um die Gründung ihrer schmerzlichen Verhältnisse zu erreichen. Die Interessengemeinschaft ist der größte Industriekonzern Polens. Er beschäftigt jetzt, nach der starken Demierung der letzten Monate, immer noch 22 500 Arbeiter und 2000 Angestellte. Überdies hat er eine große Zahl von größeren und kleineren Viererorten, so daß die Folgeerscheinungen, die diese Selbstauslicht zeitigen wird, für die Wirtschaft Oberhollens unübersehbar sein können. Man ist in den verschiedenen Wirtschaftskreisen Oberhollens um das weitere Schicksal der S.-R. sehr beunruhigt, man hofft, daß die Warschauer südbanischen Stellen die Schwere der Lage und ganz erkennen werden. Ein Teil der polnischen Presse schlägt die Gesamtverpflichtung der S. S. auf 200 Mill. Jloty, wozu 40 Mill. auf Forderungen des Staatsschatzes (Steuern usw.) entfallen. Welche Schritte zur Gründung dieses Riesenunternehmens, das dem schmerzlichen Verhältnissen am Innenmarkt und an den Exportmärkten zum Opfer gefallen ist, unternommen werden sollen, kann derzeit noch nicht festgestellt werden.

Jeder dritte Einwohner Warschaws — ein Jude.

Die jüdische Bevölkerung in der Hauptstadt Polens beträgt gegenwärtig 53,3 p. S. der Einwohnerzahl. Die nationaldemokratische "Gazeta" schreibt freudig bei jeder in die Öffentlichkeit u. a. S. und stellt fest, daß es nicht mehr und nicht weniger — jeder dritte Mensch in der Hauptstadt der Republik Polen nicht dem polnischen Volke angehört. In dieser Beziehung stehen wir unter allen europäischen Völkern beispielsweise da. Rom kann doch etwas Ähnliches von keiner anderen Hauptstadt in Europa (mit der einzigen Ausnahme von Kauen) sagen. Überall stellt das Volk, das den Staat bildet, in seiner Hauptstadt unbedingt das vorherrschende Element dar; die Fremdlämmigen halten sich naturgemäß im Hintergrund und können auf das eigentlich geliebte Leben der Stadt keinen bedeutenderen Einfluß ausüben. Warschau ist aber der dritte hängige Einwohner nicht allein ein Richterpol, sondern er ist nicht einmal ein Europäer, nicht einmal ein Christ, er gehört einer ganz besonderen asiatischen Volksgemeinschaft an, die sich von einer völlig anderen Ethik, Tradition und Sitten leiten läßt. Jeder dritte Einwohner Warschaws ist dem polnischen Volke, seinem Blut, Intinkt und Glauben ganz fremd; und trotzdem verhält er sich nicht, wie es einem Ausländer ziemt, diskret, sondern verhält im Gegenteil der Hauptstadt Polens seinen eigenen Geschmak, die eigene

Stimmung, seine eigenen Gewohnheiten auszudrücken, ihr Leben nach den eigenen Begriffen und Zeugnissen zu gestalten. In der Hauptstadt Polens ist das jüdische Element in der Bevölkerung so häufig, unter den Seinen; häufig kommt es mit einem fremden jüdischen Element in Verbindung: auf der Straße, in der Straßenbahn, im Theater, bei der Begräbnis. . . Ja wir werden uns nicht einmal geneniglich klar darüber, einen mehr jüdischen Einfluß diese ständige Anwesenheit eines Fremden auf unsere Pflicht, auf unser Selbstbewußtsein ausübt. Wir gehen uns nicht Rechenschaft darüber, wie weit sie uns in geistiger Beziehung knebelt. Des öfteren hat man in den letzten Jahren darauf hingewiesen, daß Warschau heute nicht das eigene moralische Antlitz, nicht den eigenen Charakter besitzt. In der Vorriegszeit war dieser jüdische Druck der nach die hängigen Anwesenheit eines fremden Elements herotragener wurde, für das polnische Warschau trotz allem weniger empfindlich, da die Juden, obgleich sie fast ebenjohrlich waren wie jetzt, in einem, und zwar dem nordwestlichen Stadtteil konzentriert waren; in den anderen durch Polen bemohnten Bezirken dagegen viel weniger als heute sichtbar waren. Heute, wo es in Warschau, außer den Vorstädten, einen rein polnischen Stadtteil nicht gibt, wird die Lage in der Tat untrüglich."

Das Ende einer alten Polenbank in Polen.

Das Polener Gericht hat über die "Kreditversicherungs-Kredit-2.-S. S. die frühere "Polnische Handelsbank" in Polen, den Konkurs verhängt. Damit endet ein Institut, das im Jahre 1872 von den "Polener Polen als Bauernbank gegründet wurde, um den polnischen Bauern im Polenschen Kredite für den Ankauf von Grund und Boden zu geben. Im Jahre 1917 wurde die Bank bedeutend vergrößert und in die "Polnische Handelsbank" umgewandelt. 1925 geht das Unternehmen in Schwierigkeiten, und die fortschreitende Wirtschaftskrise brachte den völligen Zusammenbruch.

Unter dem Ausdaußausgleich.

Die Mehrheitsparteien des Memelländischen Landtags halten im Zustimmung des Gouverneurs einen Dringlichkeitsantrag auf Schaffung eines Sonderwahlsystems für das Memelland eingebracht. Dieses Gesetz soll nach der Absicht seiner Initiatoren dazu bestimmt sein, an die Stelle des der Memellandautonomie widersprechenden litauischen Staatswahlgesetzes zu treten und die Autonomie des Memelgebietes einem besonderen Schutz zu unterstellen. Die Nummern der "Memelländischen Rundschau" und des "Memeler Dampfbootes", die einen Bericht über die betreffende Vorabstimmung brachten, wurden beschlagnahmt. Den deutschen Gläubigern im Memelland und Litauen ist eine mehrheitsgemäße Gläubigererkärtung für die 3-jährige Dauer des Staatsbankrotts verweigert und verhängten Kriegszustandes völlig unmöglich gemacht. Dagegen ergibt sich die litauische Presse unangenehm und unbehindert in wüsten Schimpereien gegen die memelländischen Deutschen. Die alltagsgestellten Memelländer werden von den östlichen Typen, die sich in den letzten Jahren in diesem alten deutschen Lande mit mehr oder weniger sauberen Methoden eingemischt haben, als "bergauleaue" Elemente beschimpft. Die memelländischen Volkbeamten werden gezwungen, das von ihnen beförderten deutschen Zeitungen Aufträge litauischer Chauvinisten erteilen zu befehlen, in denen die memelländischen Bevölkerung aufgeführt wird, von der Führung und dem Einfluß der "Fremdländer" zu befreien und sich mit den großlitauischen "Brüdern" zusammenzuschließen. Bestrafungen Deutschgeinnter wegen geringfügiger Kleinigkeiten sind an der Tagesordnung. So wurde z. B. der Kaufmann Heinz Sievert aus Memel mit 500 Lit Geldstrafe oder einem Monat Gefängnis bestraft, weil er ohne Genehmigung des Kommandanten aus dem Auslande "Papier" mit dem Wappenzeichen einer ausländischen politischen Organisation" eingeführt hatte. Der Arbeiter Gintaut aus Jochenau erhielt eine Geldstrafe von 300 Lit oder einen Monat Gefängnis, weil er Beamte der Grenzpolizei lächerlich gemacht haben soll. Der Arbeiter Albert Karbach aus Ken-Strubbenau wurde mit 300 Lit Geldstrafe oder einem Monat Gefängnis bestraft, weil er Lieber gesungen haben soll, die einen Teil der Bevölkerung gegen den anderen aufhetzen. In Memel wurden eines Nachts einige Fenster-scheiben in der Priortomast des deutschen Generalkonsuls zertrümmert. Die Socke durch zwei Steinwürfe zertrümmert. In einem der Steine war ein Zettel befestigt, auf dem in litauischer Sprache geschrieben stand, daß dieser Anschlag als Protestaktion gegen eine angebliche Mißhandlung des Sekretärs der Vereinigung der Litauer in Litau, "Matschuleit", durchgeführt worden sei.

In den drei deutschen Bezirken gelagerten litauischen Orten Rikar und Wilballe wurden am 17. März acht dort anliegende angebliche Deutsche auf Grund eines Gerichtsbeschlusses verhaftet und ins Gefängnis gesperrt, weil sie sich innerzeit gemeldet hatten, den litauischen Geistlichen als Seelsorger anzuerkennen, den man der deutschen, etwa 5000 Seelen zählenden Kirchgemeinde behördlich aufgetragen hatte. Sie hatten ihm den Zutritt zur Kirche und zu den Anstimmern verweigert. Vor der Verhaftung hatte die Gemeinde drei mal den Staatspräsidenten um Aufhebung des Gerichtsbeschlusses erlucht. Die verhafteten Deutschen werden vier Wochen Gefängnis abüben müssen.

schingemeßtruppen. Am Abend hörten wir die Signale von Raketen zu Raketen gehen. Sie deuteten auf die Abfahrt zum Zusammenstoß der Soldaten hin. Es ist nicht mehr zuhause gekommen. Kein Wort ist imhause, die Serielqualen niederzugeben, die aufstehenden Deutschen in jenen Tagen bei dem Hören dieser Zeichen zu ertragen hatten.

Eine andere Bemühung ging vom Ende aus. Wenn ich nicht sehr irre, so war es Sonabend, dem 29. Dezember, als ein Oberleutnant in die Stadt von der Besatzung des Deutschen Konsulats mit der Mithilfe der Polener Cruppen zu erkunden. In seiner Stelle war er Lehrer in einem Anstaltsdorf, und im Jahre Kompagnieführer, späteren Jäger Bataillionsführer. Er glaubte ein Bataillon gebieter Leute mit ausreichender Bewaffnung hinter sich zu haben. Er fand durch Vermittlung den Zugang zum Generalkommando, um dort um Beistand zu bitten. Man rief ihm dringend ab, Der Angriff sei ausfallslos, er würde nur zu unheimem Vortausch führen.

Man muß sich fragen, warum diese Zurückhaltung des Generalkommandos, die dem Komm. General von Bock und Polach gerade als Freigabe ausgemacht wurde und ihm jede Spur von Achtung in der Bevölkerung nahm. Meiner Meinung nach kann dabei Jaghaft nicht in Frage. Genuß konnte v. Bock und Polach die notwendige Entschlußkraft nicht mehr aufbringen, aber es waren doch auch noch andere Leute um ihn da. Was sie können mußte, war die Haltung der Berliner Regierung, die völlig unübersehlich oder ablenkend war und die Verteidigung und den deutschen Aufruf nicht wollte. Auch das Kriegsministerium wurde unzufrieden. Zum mindesten fehlte jede positive Antwort von Berlin aus. Anfragen blieben aus irgend-einem Grunde unbeantwortet. Wegen die oberste Behörde aber mollte und verstand man nicht zu handeln. Das ist nicht nur in Polen allein zu beobachten. Man muß die Kampfeskämpfe und Verhandlungen entpöhlen hier ein unermessliches Trauerspiel. Ein System verfolgte hier und sank damit ins Grab.

Von einem anderen Versuch muß ich ausführlich berichten, weil er einen tiefen Einblick in die damaligen Zustände von mehr als einer Seite gestattet.

Die Polener Beamtenchaft hatte sich in dem Deutschen Beamtenbunde zusammengeschlossen. Sie war zum ersten Male straff und umfassend organisiert. Auch war das deutsche Personal dadurch in seinen Stellungen. Es war die Weilung ergangen, in allen Stellen im Dienst zu bleiben und auch in den veränderten Verhältnissen seine Pflicht treu zu erfüllen. Von deutschen Beamten war der Gehaltszuschuß, Dienst zu tun, der dem eigenen Widerstande Schaden bringen würde. Sie konnten die Haltung der Berliner Regierung nicht verstehen, wenn sie alle gemeinsam schlagartig den Gehaltszuschuß niederlegten? Dann müßte die Stärke des polnischen Aufstandes zusammenbrechen. Die Unmöglichkeit der polnischen Führer war Kagesgespräch. Man ließ in jenen Tagen gar sehr den Kopf hängen. Wenn Dahn und Pöft und Verwallung mit einem Male aufstehen, dann war die Aufstandsbewegung zum mindesten schwer getroffen. Berlin würde eingreifen. Für die Entfaltung der einheimischen Kräfte wäre noch einmal eine Gelegenheit gegeben. Der Gehaltszuschuß Freunde. Es wurde ein Plan daraus, um sofort nach der Bekanntmachung des Störerechts die Kodesstraße auf jeder ein Unternehmen. Mit diesem Vorhaben war aber überhaupt nichts zu machen. Die Zeit drängte zum Handeln. Drei Eisenbahner, Vater und Sohn, beide Beamte in mittlerer Stellung, nahmen die Sache in die Hand. Die Einladungen wurden nur persönlich durch demüthigte Vertrauensleute an Beamte in führender Stellung in der Organisation überbracht. Als Verammlungsort war ein Raum in der Bahndirektion zwischen Vaisen- und Riederwallstraße gewählt, der als ganz sicher galt. Wir kamen kurz nach Mittag zusammen. Es waren 30 bis 40 Mann von den Unter-, Mittel- und Oberbeamten und allen Fachkollegen.

Das Thema der Besprechung war: Beschluß darüber, ob wir alle morgen die Arbeit niederlegen sollten. Es handelte sich um ein sehr eingehende und erregte Aussprache. In ihr schied sich zwei Gruppen, von denen die eine ebenso entschieden für den Streik sprach, wie die andere dagegen. Für den Streik waren ohne Ausnahme die unteren und mittleren Beamten, dagegen ebenso entschieden die höheren Beamten. Sie konnten gar kein Verständnis für diese Waffe aufbringen. Sie hatten sich schließlich in einer Gruppe zusammengeschlossen und schickten einen nach dem anderen vor, der gegen den Streik mit allen Kräften der Violektik auftreten mußte. Ein Beamter dürfte überhaupt nicht freikom. Sein Verbleib sei, der Behörde zu dienen, auch wenn es ihm nicht gefalle. Die Regierung hätte die Anweisung gegeben, zu bleiben und zu arbeiten, dann müßten wir uns fügen. Die Oberbeamten des Oberpräsidiums waren besonders hartnäckig. Alle Einwände, daß diese Befehlsgewalt und dieser Dienst eine Grenze habe, nämlich die, wenn er sich gegen das eigene Volk und Vaterland richte, fanden kein Gehör. Ein Lokomotivführer, Klein, ein früherer Mann mit einem fähigen Verstande und vaterländischen Herzen, teilte in geradezu erschütternder Weise mit, wie er den Befehl bekommen habe, Gefolge für Gefolge aus dem Deposits in Eisenbahnhöfen herauszuholen und in die Gänge einzuschleusen. „Sieber jetzt ich mich der Sache an, als ob ich die Waffe gegen herauszuschleusen mit denen meine Weidm umgebracht werden sollten.“ Er hat ein hartes Auftreten mit dem Leben bisshen müssen. Er war kein Laie darauf meldete die Zeitung: „Auf der Stadt erschossen.“ Als Urfache wurde mitgeteilt, daß er sich gegen einen „Vorgesetzten ungebührlich benommen“ habe. Er sollte ins Militärgefängnis gebracht werden. Unterwegs hat er sein Leben verloren. Bei der Bestimmung übermorg die Stimmenzahl der unteren und mittleren Beamten bei weitem, die höheren mußten sich fügen. Es wurde beschloffen, morgen früh den

Dienst nicht anzutreten, oder zum Dienst zu erscheinen, aber keine Arbeit mehr zu tun, und das mit einem allgemeinen Beschluß zu begründen. Es war inzwischen Halbkalb geworden. Wir legten großen Wert darauf, einzeln mit den anderen Beamten, die in der Direktion Dienst taten, das Gebäude durch verschiedene Ausgänge unauffällig zu verlassen. Wie kam es mit einigen Herren aus der Verammlung durch die Riederwallstraße an der Oberpolidirektion vorbei, zur Martinstraße. Da haben wir einen Moment mit großer Freude mit großem Druck angeklert, der bekannt gab, daß eben die deutschen Beamten zusammengetreten seien, um einen allgemeinen Streik zu beschließen. Es wurde mit dem Gode bedroht, wer der beschlossenen Streikparole folgen werde. Wir waren starr und machten uns sofort auf den Weg, um unsere Kollegen zu verständigen. Die hatten natürlich die Zeitel auch schon gefunden und lachten nach uns. Es wurde nun in aller Eile die Parole ausgegeben, am Morgen nicht in den Streik einzutreten, sondern sich zu Mittag an dem gleichen Orte wieder zu treffen. Zur drei Beamte vom Magistrat hatte die Umhellung des Beschlusses nicht mehr erreicht. Sie trakteten. Der Stadtschreiber Hr. Orzechowski ließ sie rufen. „Als ich ihm den Grund sagte, teilte er ihnen mit, daß sie in den Hof des Rathhauses geführt und erschossen werden würden. Nach einigen Bemerkungen aber änderte er seine Haltung und sagte: „Ja, wir wollen annehmen, ich habe nichts erfahren.“ Nach diesem Aufruf trat auch schon die veränderte Parole im Rathsaule ein. Die Beamten traten die Arbeit an.

Wie ist dieser Verrat nur möglich gewesen. Es waren alle erdenklichen Sicherungen getroffen worden, und dennoch dieser Verrat. Ein Abhören durch Zeitung bielten die ortskundigen Sachverständigen für ausgeschlossen. Es mußte also ein Verräter in den eigenen Reihen gewesen sein, der am 29. Mittag zusammenkam. Da die Zeit eines Saales traten zwei Mitglieder der Beamtenchaft. Vor der Verhandlung mußte man jeder Einzelner einzeln in das Verhandlungszimmer gehen. Niemand durfte eintreten, für den nicht ein Führer die Würdigung übernahm. Jeder andere wurde unbarmherzig ausgeschlossen. Und dennoch ist uns mit der zweiten Verammlung das selbe geschehen. Mittlerweile hatte sich der Oberste Polnische Volkstrat mit der Sache befaßt. Er gab noch zum Abend die barbarischen Strafen kund, die den Streikenden treffen sollten. Wer er selbst nicht mehr gestraft werden konnte, sollte die Familie büßen. Der Nachrichtendienst der Polen klapperte alle vordrilling. Sie hatten ihre Forderung in alle Kreise getragelassen.

Die Revolution hatte das Volk verfehlt. Das zeigt dieser Fall mit aller Deutlichkeit. Die Stände, die führen sollten, verfasten. Sie waren subaltern geworden und hemmten nur. Die Führung anderer, unternehmungslustiger Talente konnten sich nicht durchsetzen. Sie ließ sich nicht plötzlich aus dem Boden stampfen. Die Zeit war dazu zu kurz. Hier zeigt sich deutlich, daß die Frage der Führung immer eine Hauptfrage der volkischen Erziehung sein muß.

Der Widerstand der deutschen Cruppen bis zum Abgange.

Für das Verständnis der Vorgänge ist es notwendig, die Stärke der in Polen vorhandenen Cruppen, so weit es möglich ist, anzugeben und die Umstände, unter denen sie abgezogen, aufzuführen. Zu dem Zwecke habe ich die Regimentspapiere des Reichsarchivs eingesehen. Die Angaben sind alle unbedingt zuverlässig. Wie die Angaben diesen Quellen nicht entnehmen kann, mache ich das kenntlich.

Die Pioniere.

Zunächst das Pionierbataillon Nr. 29. Seine Rakete war erst im Kriege vollendet. Sie lag hinter dem Dorort Wilda im freien Felde, nur 4 Km. vom Markte der Stadt entfernt. Es war ein moderner großer Bau, umgeben mit einer Mauer mit mehreren eisernen Toren, die zugleich den Exerzierplatz umschloß. In der Rakete lag zur Zeit der Revolution ein Ersatzbataillon, meist nicht ausgebildete Leute, geführt von dem Unterleutnant Junius von Pfeiffer. Die Rakete hatte sich bald der Cruppen bemächtigt. Es fehlte am Gehörigen. Die Mannschaften bröckelten nun Tag zu Tag ab.

Am 20. Dezember 1918 kam das Feldbataillon zurück. Es traf am Abend um 6 Uhr auf dem Bahnhof ein und marschierte zwar ohne Musik aber im strammen Schritt durch die Stadt zur Rakete ohne jeden Zwischenfall. Führer war Major Schell. Am nächsten Tage wurden die Mannschaften bestimmungsgemäß entlassen und ein Teil der nicht mehr aktiven Unteroffiziere und fast alle Offiziere in die Heimat beurlaubt. Die Bataillone vor also bis auf einen geringen Rest in die Rakete aufgelöst, nicht mehr vorhanden. Die Vorgänge in der Stadt wurden sehr beobachtet. Die Patrouillen konnten sich aber nur mit großer Vorsicht in Jüdel in die Stadt wagen. Die Rakete wurde in Verteidigungszustand gesetzt. Man erwartete Befehl von der Kommandantur. Er blieb aus.

Am Sonntag, dem 29. Dezember, nachdem die Befestigung der Stadt sich vollzogen hatte, kamen vormittags 9 Uhr zwei Polen in die Rakete und forderten die Übergabe der Rakete. Der eine war in Uniform mit polnischen Abzeichen, der andere in polnischer Ziviltracht. Nach den Angaben Kappekts foli es der Kommandantur einige Zeit in der Rakete verweilt. Die Rakete wurde in der Verhandlung wurden die Polen dann beschleunigt. Sie verstanden schließlich nur, daß sie eine Wache von 10 bis 20 Mann in die Rakete legen könnten. Dafür wollten sie für Rakete sorgen. Als die polnischen Herren genügend ausgehört worden, sagte man ihnen, daß man sich nicht selbst tödelt in den Pelz setzen wolle und daß ihnen Befehl, binnen fünf Minuten aus der Rakete zu sein. Die Mannschaften drohten handgreiflich zu werden. Die Herrschaften verschwanden eilig.

„An erwartete man einen Angriff. Alle Kasse wurden fest verschlossen. Späherposten wurden in der Kolone gestellt und ihnen ein Posten beigegeben, der sofort im Alarm fallen konnte. Kampftruppen wurden formiert. Es geschah schließlich rücken auf schon um ein Uhr trafen mehrere Kompanien, die sich schloß man die Kolone. Die Soldaten wurden auf der Kolone aufgepfanzt werden. Sie forderten durch eine Abordnung die Übergabe der Kolone. Das wurde energig zurückgewiesen. Der Angriff aber unterließ. Die polnischen Truppen zurückgezogen. In der Nacht geschah man die Kolone. Die Soldaten wurden auf der Kolone gelassen, gelassen, Handgranaten geworfen und in Alarm geschickt wiederum ein Angriff.“

„Man verlor sich die Polen mit dem Abfeuern aller Verjagungsmittel. Sobald ein Subjektiv zum Empfang von Futter und Lebensmittel kam, wurde es fortgenommen, die Soldaten verprügelt, der Kleider beraubt und in die Kolone geschickt. Hier sind damals empörende Verbrechen zu Ohren gekommen. Vom Hauptmann Radzke vom Urlaub, der nicht abgerufen war, und überleben das Kommando. Er traf am 30. Dezember in Zivil in der Kolone ein. „An dem gleichen Tage kam auch der Militär Ernst mit dem Staatssekretär Goethe in Polen an. Sie fanden eine völlig veränderte Lage vor. Die Stadt war in polnischen Händen. Die Zahl der Pioniere war zusammengeschrumpft. Rund 50 waren zu den Säugern nach America gezogen, um den Säugplatz verteidigen zu helfen. Andere waren stillschweigend davon gegangen. Säugplätze wurden täglich an die Soldaten herangebracht. Die Mannschaften bröckelten ab. Da kam die Nachricht, daß die Sechsten Grenadiere zum Abzug rüsteten.“

Sofort machte sich Hauptmann Radzke mit den Leutnants Kuske und Katenbach in Zivil auf, um sich mit den Grenadiern zu verständigen. Gegen die ab, so war es möglich zu bleiben.“

Es war damals bei den Offizieren Sitte geworden, in Zivil die notwendigen Aufträge zu verrichten, um sich den Augen der Polen zu entziehen. Entschuldig ist das nicht gelungen. Man hatte ihre

Personalbeschreibung bald überall und beobachtete sie scharf. Ich erinnere mich, daß ich auf einem meiner Gänge am 28. oder 29. Dezember hörte und sah, wie die Fußgänger in der Straße nach einem Herrn, der ganz unaufrichtig auf der hinteren Plattform eines elektrifischen Wagens stand, zeigten und ihn als den Obersten der Grenadiere bekanntgaben, um ihn besser beobachten zu können. Das geschah auch mit den anderen Offizieren.“

Die Pionieroffiziere trafen den Oberst in der Käbe der Kolone in vollem Militäranzuge und waren Zeugen, wie ihm baldmüchtige Jungen eben die Läden durchsuchten. Der Oberst erriet, daß die Militär aus Berlin in der Stadt wären. Nach ihrem Willen sollten die Soldaten bleiben. Er gab die Stärke der Truppen in der Kolone mit 600 Mann an. Pioniere waren noch rund 40 in ihrer Kolone. Dazu kamen noch 20 Subalternisten in der Solofcher Kolone, die keine Gewehre hatten. Das waren die Soldaten, auf die die Offiziere rechneten.“

„In der Kolone der Grenadiere fanden die Pionieroffiziere alles im Aufbruch. Ein sehr energischer Hauptmann hatte das Kommando. Er wollte sich in der Kolone nicht weiter belagern lassen und in der kommenden Nacht abziehen. Das war auch schon in der Stadt dekontingiert worden. Junge Leute, die Anstich bei den Grenadiern gesucht hatten, überbrachten mit der Nachricht, als ich von meinem Rundgang in der Stadt zurückkam. Die Pionieroffiziere verabredeten in der Kolone, daß die Grenadiere einen bestimmten Weg einschlugen und die Pioniere morgens 6 Uhr an einem bestimmten Orte an der Ringstraße aufzuziehen sollten. Leutnant Kuske ging nach Solofsch, um die Kommanden zu beschleunigen und sie zum Zurückkommen zu bewegen. Bei der Haltung des hierretirenden Kommandierenden Generals sei hier nichts zu machen. Alle Opfer seien unnützlich. Man müsse Pioniere später und draußen wiedernehmen. Leutnant Kuske wollte den Abzug nicht mitmachen und ging zu den Säugern über.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Elch.

„Wo der Säber in ein paar bärtigen Moorleuten mit der Mandelkrähe punkte, Richte über den weiten Moorleuten ihre Jagknoten läuten und jedes Wesen mit Wandertiermutter auf Klammern mit lauten Spektakel „verpflanz“, ein paar müßelige Waidholder auf dem bärtigen Sandbügel ihr verummtes Dasein vertrauten, hatte sich zwischen den launigen Kriechern eine droce alte Elchmutter mitzergelien und zwei fleischbräune Rübchen gesetzt, die mehr einer Karrikatur als wirklichen Weibchen glichen.“

„Das Büchsen erdrängte das Schmelzerlein so bald es anging vom Gefänge. Auch späterhin benahm es sich mit brüderlicher Knappheit. Es verließ die Hand zu reiten, unterließ es und marf es ins Gras. Es botte die Mutter und zeigte sich in jedem als ein ausgesprochener Unhand. Die Alte war auf ihrem Sprößling stol. Sie vermehrte ihn, so es nur anging. Da zeigte ihr ein Ereignis mit demontalierten Deutlichkeit, was es hinsichtlich, wenn man Kindern ihren Willen läßt. Der Augenstich ließ auf Jörger Graumanns Dackel Strupp und verfolgte ihn stöhnend wie ein schweifelndes Droche bis auf die Sötker. Hier sah ihn der alte Widmann zum ersten Male: „Alle Wetter“, schmunzelte er, „das wird einmal ein Würsche. Das ist ja der reinkte Perkulus.“

„Uta, die Magd, schüttelte den Kopf. Wenn sie über Untaten des jungen Elchs berichte, der sich im Winter öfter in der Käbe des Sötkhauses aufhielt, dann konnte sie ihm kurzum Kulles, mit der Begründung: „Ach, was doch nicht auf das dammige Deer, Herr! legen.“ Man vermehrte ihn auf dem Hofe mit Weidenreißern, Kohl, Birken-ästen und andern schmackhaften Sachen, damit seine Entwicklung durch den strengen Winter nicht litte. Kulles ging an, auf das menschliche Geschlecht von oben herabzuheulen. Er spielte sich als Herr auf und schlug sorgig mit den Füßen den Boden, wenn ihm ein Zweibeiner unheimlich in den Weg kam. Jörger Graumann machte sich schweren Anstand, den Jungs entziehen, ihn ihnen zu machen. Sobald sich Kulles irgendwo hin ließ, ging man mit Sallo auf ihn los, worauf ihm Knüppel zwischen die Beine und Verflüche ins Kreis. Da mochte er mit Mutter und Schmelzer nach der Wehung hinüber. Hier trat unser Elch die Menschen verachten. Sie marschierten in Truppe schreitend auf der Straße, als würden sie von der Braume verfolgt. Sie tobten im Wasser herum, als hätten sie die Faust voller Zeden. Das behagte Herrn Kulles nicht. Er schloß sich einem Lichter an, der eben zurück in die stillen Moore auf dem Feldweg wecheln wollte. Kurz vor dem Ende wurden sie von ein paar Silberbooten eingeholt. Die mitteiligen Anstalten warfen ihnen Stricke um die Schaufeln und nahmen sie ins Schlepptau. Der Absteher, der von Menschen noch nicht in Verdrängung gekommen war, verlag sich vor Jörn und Angst. Kaum hatte er festen Grund unter den Füßen, so ging er wie verflügelt durch und rannte sich kaputt. Auch Kulles entsag sich endlich dem Menschengeleitet. Es war schwer, das nachschleppende Laubende abzuschleppen. Von nun an baßte er alles was nach sich, Raub und Raubtier mitzerte.“

„Er tat sehr heimlich. Mit Worlebe jog er in den langen Gräben umher. Von hier aus konnte er die flüchtigen Weidenpitzen, das junge Ried- und Wolgras, Wasserlilien und andere Kräuter von den Uferändern pflücken, ohne sich bücken zu müssen. In den Gumpeln tauchte er mit mocher Wonne nach den Steln der Seereln und der gelben Nimmal. Von dieser Kost wurde sein Bart ungehörlich lang, die

Radenmäde fur und peßschwartz. Urte ging nun nicht mehr nach Moosbergen. „Wenn die Kulles droßt sich rum.“ Graumann aber lehte schmunzelnd das Jagdglas ab und meinte: „Dacht ich doch, der kommt wieder nach Hause.“

„Die Silber Wägenjähkern holten eines Tages einen Sektenspreiger per Boot ab, damit er in ihrem Dorfe den Teufel austreibe. Innermittlisch stießen sie auf Herrn Kulles. Als der Prediger den tüchtigst Jucken den Dick, den langen Klinderbart und die flappenden Ohren, abgesehen von dem geringen Gemeh zu hien kriegte, fing er ihn schmerzhaft aus Verdrückten an. Diefer, den aufsteifen aber war von Gott dem Herrn vollkommen verlassen. Er attackierte das Boot mit schneidend. Die Silber rissen aus. Der Sektierer lachte sich wie ein ausgemachener Elch in der Bremseleit.“

Herr Kulles aber nahm sich nach diesem Erfolg vor, dem zweibeinigen Geleitet so viel wie möglich Abbruch zu tun.

„Jort hätte die Zeit, mo sich jeder „Genoiste“ auf dem Deunstplatz betätigte. Auch Kulles nahm an diesen Courieren teil, ohne es jedoch bis zum Plünderlich zu bringen. „Der Bürsche wird“, jagten die Strümpfer. Als er aber gegen einen alten erfahrenen Kämpfer des Kürzeren jog, vergriff er sich aus Wut und Scham an einem unglückseligen jugerlichten Kuränder und jagte ihm die Augpfropfen ins Hirn. Jetzt kam er in den Verdacht, Schabstisch zu werden. Man wollte ihn abhändeln. Kulles merkte bald, daß man ihm nachstellte und tat heimlich. Bot sich ihm Gelegenheit, so rächte er sich. Er verpöngte heimkehrende Marktmeiber und trat ihre Körbe neßt Wafen in Grund und Boden. Herrn Jenischkat, der im holden Vafel beimwärts fuhr, brachte er auf den Rehtmarsch.“

Hinter dem Wegelagerer jagte ein Steckbrief her. Alle Sötkbeamt träumten davon, seine Schaufeln unter ihren Troppäen zu besitzen. „Allein Graumann jagte: „Er wird ein Mörderker. Zur schade, daß er eine falsche Erziehung genossen hat.“ Jweimal hatte er sich verdrückt. Aber der unergleichtlich. Wou mit dem hohen Waidern dem müßigen Jotzballer nötigte ihm so viel Hochachtung, daß der Bahn in Raub blieb. Der Verfolgte jog südwärts. An Graupfischen trat er unterdem auf eine Wehderbe. Er konnte seine Hanswursthigkeiten nicht lassen. An den munderhüften Sprängen machte er den Kühen den Hof. Die bestaunten den seltsamenen Ritter nach Gebühr. Das nahm der Stier übel. Es entbrannte ein grimmer Jweikamp. Kulles ließ dem Räder seiner Ehre das Seil in Sehen. Leute, die mit lauten Gefehre über den jorntigen Elch berrielen, kamen zu spät. Der Stier mühte genoffschladet werden.“

Kulles aber verließ in langem Trott das Land so man alle neherland mit Spektakel ihm zu Verbe ging. Er lernte Karand und Elend kennen. Von Jahr zu Jahr wurde er heimlicher, aber in dem selben Maße häuften sich auch seine Schandtatzen. Der Ort ist gut, die Segend neß; der alte Lump ist auch dabei“, sagt Wilhelm Wulph.

„Die Jahre gingen hin. Graumann betrauerte ihn wie einen verlorenen Sohn. Klare, kalte Herbstnächte jogen über die heimischen Wälder. An den mindgeschützten Stellen hing noch jahnbantes Laub.“

Abends jogen dicke Nebel über die Elchleihen. In dem rollenden Brodem bewegten sich spottenthafte Gestalten. Wie Gelehrten der Vorwelt strelkten sie auf langen Stelen einher. Ein dumpfes, todelöhendes „U-oach-Uob“, als sei einem Verkerker übel geworden. Dann Schläge.“

Grumann, der sich diebselig gegen den Wind anpöchte, stutzte, laufte, schüttelte den Kopf. Ein Jüngerer — und was für einer. In den Brantzen des Geselligen stollt der widerwärtige Schrei des Platzschreies, der das Aufgehen anzeigt. „Der magst wohl nicht gegen den Strömten antreten“, bahnt Grumann. Er wurde vor Jagdliebe verortet.

Ein leiser Wind löstete etwas den Teufelsfieber. Die Nindeln schoben nun voneinander Keti zu nehmen. Der Lofst begann, In ihrem Trott gingen sie aufeinander los. Ein Zusammenprall, als schlugen starke Männer mit armdicken Stangen an Baumstämme. Nun ging das Schieben und Drängen los. Die Rücken der Kämpfer

Wom Wurzelflechter in Oberschlesien.

Eine Holzschlagfädel Hier sind Leute dabei, Wurzelflöcke auszuraden. Weiterhin steht noch ein Einzeler, ein Alter. Das ist mein Bekannter von früher her, der Wurzelflechter. Wir haben unfer Krefsen hier vereinbart. Ich will seine Arbeit kennenlernen, von Anfang bis Ende — und hier im Walde beginnt sein Werk, das er übernahm von Vater und Großvater her, die es einst erlangten, um im Kampf uns Dajeln besser vorwärts zu kommen. Der Mann ist eben dabei, sich die notwendigen Kofthölz für die Wurzelflechterei müßig aus dem Waldboden zu graben und zu reißen. Kieferwurzel sucht er, die niemand begehrt, und die sonst im Waldharnus vergehen würden. Seine Spitzhacke fährt in den trockenen Boden, reiht ihn auf und bleibt an einer Wurzel hängen. Abmal da ist der Anfang! Schnell wird die Wurzel mit der Spitzhacke freigelegt. Die großen Fäule greifen zu und reißen doch. Willst einigle Alter geht das ganz gut, denn nur Moos und Nadeln überdecken die fast an der Oberfläche dahinfliegende Wurzel. Doch jetzt geht sie tiefer und trifft sich im Gevitz mit anderen. Da muß die Hacke wieder helfen. Bald reißen — bald reißen — immer tiefer hinein. So verliert unfer Mann die meißlin hier verlaufenden Wurzelstränge her gefällten Bäume — oft über 20 m weit. Vergnügt leuchtet es in seinen Augen auf, wenn er solche Prachtstücke an den Tag fördern kann. Er ist aber auch mit kürzeren Strängen zufrieden. Kräftigerm rollt er sie auf und legt sie zum großen Haufen. „Die hole ich mir mit einem Wogen auf einmal!“ „Ummer?“ wogte ich zweifelnd unfermessen. Sab ich ihn doch einst mit einer Schmeren Würde auf dem Rücken aus dem Forste kommen. „Ru, nein, nicht immer“, meint er und binzelt mich verständigsooll an. „Der Herr Förster erlaubt mir schon hier das Wurzelflechten — aber die schönsten Wurzeln hole ich mir lieber von jüngeren Bäumen.“ „Abmal da ist die hier“, leuchtet er mir auf. Er nützt sie mir, und ich nehme ein pfiffiges Rädchen in meine Fefcht, um. „Dort drüben am Forst entlang ist ein schmaler Streifen Bauerwald.“ Der Bauer hat nichts dagegen, wenn ich dort Wurzel reiße. Manchmal reicht eben ein ganz schöner Strang hindüber bis zum „Siskus“ und da hole ich ihn bloß zurück. Die Wurzel hat sich halt nur verlaufen.“ Sein fahiges Gesicht sieht sich zumachen, er lacht: „Der Siskus, der Siskus!“

Auf dem Heimwege nach seinem Waldort erzählt uns der Wurzelflechter, wie zeit er seine fertigen Erzeugnisse: Körbe und Kröbchen, kleine Gefäßschlingen und große Futterhölzungen, Fußringier und Wurzelhölzer und Einfäße für den Wogen, den Sandhölzler u. a. verfertigt. Es sind immer dieselben Fänder, die ihm die Ware abnehmen und an ihr — verdienen. Der Alte bleibt arm.

Bauer ohne Land.

Der Bauer Koras ging noch einmal über seine Felder.

Seine?

„Sein — seit heute früh gehörte ihm nichts mehr. Nicht einen Morgen konnte er mehr sein Eigen. Er war sonst gar nicht so jart besaßet, aber seit heute früh, seit er mit ungelinkter Hand schwerfällig die Buchstaben seines Namens unter den Vertrag beim Anwalt hingemalt hatte, war ihm doch recht eigen jamute.“

Wom Katar war er erst gar nicht nach Hause gegangen. Nachdenklich tritt er durch die Felder, immer die Krone entlang. Das war der Aker noch Kasper, der dort vom Skulla, jener vom Drinsky. Aber gehören tat er keinem mehr, weder dem Kasper, noch dem Skulla, noch dem Drinsky. Alle Aker hatte die Grabe aufgekauft.

Sein letztes Stück war seit heute nun auch hin.

Während den Akeren ging er langsam auf eine Anhöhe zu, die ehemalige Grenze des östlichen Wefstons. Hier stand ein großes Feldkreuz, und unter der mächtigen Eihölzhaube breitete sich am Horizont, dicht aneinandergereiht, die Fördertürme und Schloß aus.

Durch die Felder fahren dampfende Lokomotiven, symbolisch für die Maschinen, die sich wissen die Natur, die Urquelle der Kraft, und den Menschen schoben, Maschinen, die Götter geworden, gefesselte Götter, halt Venerinnen der Menschheit. Und darüber, im Boden nurend, ein feules, morsches Kreuz, aber immer noch wuchtig, als wollte es im Jersall noch Mittler sein, zum Glauben mahnen, zum Glauben einer neuen Generation.

Der langen Jahre hatte er hier mit seinem Vater gelanden. Sieht bu rings am Horizont die Gruben und Hüften? Die Menschen, die dort arbeiten müssen, leben nie unter einem Kreuz. Die Bauern sind besser daran. Wir können auf eigenem Boden schaffen. Verkaufte nie die Aker — heißt du. Junge? Ziel Entourset nicht du verkommen wie der ausgegrabene Baum“, hatte der Alte sinnend gefagt. „Damals hatte er sich ins Gras auf die Anhöhe gelegt, von

krümmten sich wie Wogen. Die Vecker gingen aus dem geöffneten Gele. Die kleinen Fichter funkelten in blauger Wut. Nafenfüße fliegen. Der Bauer wurde von dem harten Schalen tief gepflagt.

„Im Weibchen zitterten die Hände, als er das Glas ablies. Er hatte den Fremdling aus Blut nehmen wollen, um an Plachirich zu retten, da war ihm der lange Kankerbart und das hohe Wiererritt ins Auge gefallen. „Bei Gott, der Kullas. Das kann kein anderer sein als er. Herr, du meine Güte, ist das ein Kerl geworden.“ Der Plachirich mußte weichen. Herr Koras rückte ihm einen Schmähtz von wahrhaft teuflischer Bosheit nach. Dann trat er seine Herzschoß an. Wölits.

In seinem schmalem Hofe bemerkt man die Spuren seiner Arbeit. Hinten am Zaune liegt abgehackte Rinde, ungeeignete Späne und sein letztes Rohmaterial, ein Bündel fast armdicker Wurzelflöcke. Der Wurzelflechter zeigt uns den Hergang der Fabrikation. Auf seiner kleinen Kistche liegt er neben seinen Wurzeln. Seine Cackelpfeife muß per Seite gezeit werden. Ein einfaches, fast plumpes Messer ist sein ganzes Werkzeug. Damit schabt er zuerst ringsum die Rinde der Wurzel ab. Dann spaltet er mit dem Messer die Stücke längs auf und diele immer wieder und wieder, bis er schmale (1.5 cm) dünne, biegsame Streifen übrig behält. Jetzt beginnt die meiste Seite in seiner „Fabrik“. Seine Hand ergreift auf einmal immer zwei Späne. Einen halt sie jähnelor Mund einstecken, den anderen legt er auf sein Knie, legt die Messerkerlinge schräg, aber fest darauf und zieht den Span mehrmals unter dem Messer durch. Milchweiser Saft fließt heraus und macht den Akeren auf der Arbeitsboje noch barziger, die Hände noch fleckiger. „Vieles Wurzelfloß muß alles heraus“, erklärt uns der Alte freundlich. Die entzifferten Flechtstriebe trocken in der Sonne, werden dann gebündelt und auf dem Hausboden anbahndert, bis die eigentliche Flechtarbeit beginnt und genügend Wrat trocken worden ist. Die Kofthölz, die sich der Wurzelflechter draußen im Walde holt, sind nun subereit, veredelt!

Die nächste Stunde sieht uns in seiner engen Stube. Der Wurzelflechter hat unterdessen seine „Pfeifka“ wieder in Gang gefetzt und will uns nun auch noch das Flechten zeigen. Er nimmt eine schon begonnene Futterhölzunge, wie sie zum Jüttren der Pferde überall noch in unferer oberfchlesischen Heimat denakt wird. Breite, trockne Spizeln aus Fieslerholz werden an beiden Enden jagepfligt, gebogen um an eine langhalsigen Rohmbündel angeflochten. Um diesem Gerippe der Schwinge mehr Halt zu geben, werden die Spizeln in der Mitte durch einen Flechtstifen festgehalten und können sich nicht mehr verschleiden. Von einem Ende beginnend wird Flechtstreifen um Flechtstreifen verflochten. Die vorher angeflechtenen Streifen lassen sich leicht durchziehen. Die Enden werden verflochten und sauber abgeschnitten. Die Mulde oder Schwinge wird so fertig geflochten. Kleine niedliche Schwinge wurden früher viel für das Metallgeiß gebraucht und sind oft heute noch unter Schmiedtischen Hausrat zu finden. Die heutige Gefäßschlinge mit ihren Querschnittskanten braucht derartige Geldehalter nicht mehr. So ähnlich ergreift er dem Wurzelflechter noch mit anderen Erzeugnissen seiner Kunst. Die Kronei schreitet über sie dahin. M. S t r e e k e.

den Zeiten geschändet, wo er erst Bauer am Hofe war. Ja — demalter Der Bauer konnte gut leben. Die Wägen zu seiner Zeit von einigen Bergschadenprojekten, entschuldigte er sich selber. Sie waren längst alle keine Bauern mehr, tritten mit den Vermaltungen über Schwäben, spekulierten mit ihren Feldern, verkauften Stück um Stück, saßen in den Schenken, tranken, diskutierten mit prozeßhaften Konfulenten und überließen die Bestellung der Aker fremden Knechten. Aber nur die Bergschäden — nicht sie waren hofen!

Schnelldüchtig dachte er an die Zeit zurück, wo noch alle Aker sein waren. Noch einmal wollte er am Anfang leben, dann —

Ein eijiger Nordost fegte über die Felder und rih ihn aus seinen Gedankengängen. Durchfrotzen ging er zurück in den Ort zu Wujora in die Schenke.

Hier waren sie schon alle verjammelt — der Kasper — der Skulla — der Drinsky. Mit Hallo wurde er empfangen.

„Eine Woge Kalle!“ Und er machte eine Handbewegung durch die Stube. Wujora horchte hinter der Heke auf. Er bediente mit ausgespartter Heiligkeit. Heute gab es ein gutes Gefäß, heute wurde mit bar bezahlt, und auch die alten Kerknungen beglichen.

Gegen Mitternacht taumelten Koras und Skulla heimwärts. „Biserial haß bu rausgeflognen!“, fragte Skulla und unterdrückte sein Schlawen.

„Suffhunderttausend! Besser, als ich auf dem Aker herumschindeln!“, brachte Koras müßig hervor, „er bringt ja doch nicht!“

„Suffhunderttausend! Besser, als ich auf dem Aker herumschindeln!“

„Suffhunderttausend! Besser, als ich auf dem Aker herumschindeln!“

„Mit einem Rachtzug trennten sich die Bauern.

Koras mankte allein weiter, schließlich leise über den Hof. Im Dunge-

haufen setzte er sich nieder. E m e r.

